

# CHRISTIAN ROMMEL

Reisen bis ans Ende der Welt

## #7\_Französisch Guayana: Unterwegs ins Ungewisse

Mit 22 Jahren zum ersten Mal im Dschungel. Als einziger Weißer geht es mitten hinein in die grüne Hölle. Die Nachfahren entflohener Sklaven nehmen mich auf ihren Kanus mit zu abgelegenen Indianersiedlungen im östlichen Amazonasgebiet.



Für ein so kleines und weitgehend unbekanntes Stückchen Erde im Nordosten des südamerikanischen Kontinents hat Französisch Guayana eine ganze Menge zu bieten – zumindest für mich. Oberste Priorität hatte 1987 die Besichtigung der legendären Teufelsinseln, auf denen nicht nur General Dreyfus, sondern eben auch Henri Charrière, genannt „Papillon“, real-existierender Romanheld und uneingeschränktes Idol meiner Jugendzeit, seine Strafzeit absaß. Auf den Spuren Papillons zu wandeln und den Wahrheitsgehalt seiner Geschichte mit eigenen Augen zu überprüfen, war der ursprüngliche Grund, meine fast fünfmonatige Südamerika-Tour ausgerechnet hier zu beginnen. Ich verkürzte meinen Aufenthalt in der Karibik, obwohl ich dort kostenlos bei Freunden auf Martinique wohnte, denn ich wollte Abenteuer und Nichts anderes.

Weniger der Besuch des europäischen Weltraumbahnhofs von Kourou mit seinen imposanten Abschussrampen der Ariane-Rakete, sondern viel mehr die Schildkrötenaufzuchtstation von Greenpeace war der zweite Grund für meinen verlängerten Aufenthalt im französischen Überseedepartement.

Die nächtlichen Patrouillengänge im nordwestlichsten Zipfel des Landes am Strand von Les Hattes waren nur ein Teil meiner aufregenden Teamwork-Zeit im Dienst der ebenso faszinierenden wie in ihrer Lebensweise bedrohten Lederschildkröten. Doch trotz all diese beeindruckenden Aktivitäten im Dienste dieser überwältigenden Tiere, die bei einer Körperlänge von zwei Metern bis zu 600 Kilogramm auf die Waage bringen, brach ich meine Greenpeace-Zeit kurzfristig ab, um mich in unbekannte Dschungelabenteuer zu stürzen.



Am späten Nachmittag kam ich endlich in Saint-Laurent-du-Maroni an. Das Hemd klebte am Körper, der Schweiß rann ununterbrochen und die Luft war selbst zum Schneiden zu dick. Ich fragte mich bis zum Hafen durch. In der „Rue de Petit Chinois“ war Markt. Ich sah zwar keine kleinen Chinesen, fühlte mich aber schlagartig nach Schwarzafrika versetzt. Musik plärrte aus alten Lautsprechern. Beide Straßenseiten waren gesäumt von provisorischen Ständen aus Brettern und Balken. Die Verkäufer schrien und gestikulierten pausenlos durch-

# CHRISTIAN ROMMEL

Reisen bis ans Ende der Welt

einander. Wie betäubt tauchte ich ein in das Gewühl und ließ mich einfach treiben. Die unterschiedlichsten Fischarten und Muscheln, sowie eine Unzahl von exotischen Früchten, die ich zur Hälfte noch nie gesehen hatte, wurden mir lachend angeboten. Fremdartige Kräuter und Gewürze, die in Leinensäcken auf dem Boden standen, erfüllten die Luft mit einem unbeschreiblichen Duft.

Barfußlaufende, dunkelhäutige Frauen, gehüllt in bunte Tücher, balancierten riesige gefüllte Körbe und zu Bündeln geknotete Tücher frei auf dem Kopf. Männer standen in kleinen Gruppen herum, rauchten und schwatzten. Die Häuser waren heruntergekommen, die Bretterwände vermodert und schimmelig. Kreischende Kinder verfolgten streunende Hunde durch die lehmig-matschigen Wege. In diesem farbenprächtigen Durcheinander war ich der einzige Weiße und fiel durch meine langen, blonden Haare sofort auf. Die Konversation klappte solala. Hier spricht man „Taki-Taki“, eine bunte Mischung aus Französisch, Niederländisch und Kreolisch, wovon ich kein Wort verstand. Mit Mühe und in gebrochenem Französisch erklärte mir jemand den Weg zur Anlegestelle für die Kanus.



„Ville Tou-Tou“ war leicht gefunden. Der Chef des Dorfes, Dominique Afé, war ein stadtbekannter Mann. Den unbefestigten Wegen folgend, befand ich mich schnell mitten in einer ziemlich abgewrackten Brettersiedlung, Regen trommelte ohne Unterlass auf die Wellblechdächer und ich steckte bis zum Knöchel im Lehm. Der Chef war nicht da, aber unter Zuhilfenahme von Händen und Füßen kam ich einigermaßen mit einem seiner Söhne ins Geschäft. Ich hatte großes Glück. In der kommenden Nacht wollten sie den Maroni-Fluss hochfahren und mich gegen Bezahlung mitnehmen. An Ausrüstung brauchte ich nur meine Hängematte und ausreichend Trinkwasser für ein paar Tage. Da ich mein übriges Gepäck ohnehin im Greenpeace-Camp gelassen hatte, konnte ich den Rest des Tages meinen Einkäufen widmen.

Durch Zufall kam ich mit einer Gruppe deutscher Fremdenlegionäre ins Gespräch. Für sie war Französisch Guayana die reinste Hölle und sie fluchten pausenlos, da sie hier die Aufgaben der früheren Sträflinge verrichten mussten, wie zum Beispiel Dschungelrodung für den Straßenbau, was bei diesem Klima zugegebenermaßen mörderisch sein musste. Stolz erzählten sie mir jedoch, dass die rund 50 hier stationierten Deutschen nicht nur durch ihre Sauforgien und Prügeleien als „SS-Guayana“ bekannt wären.

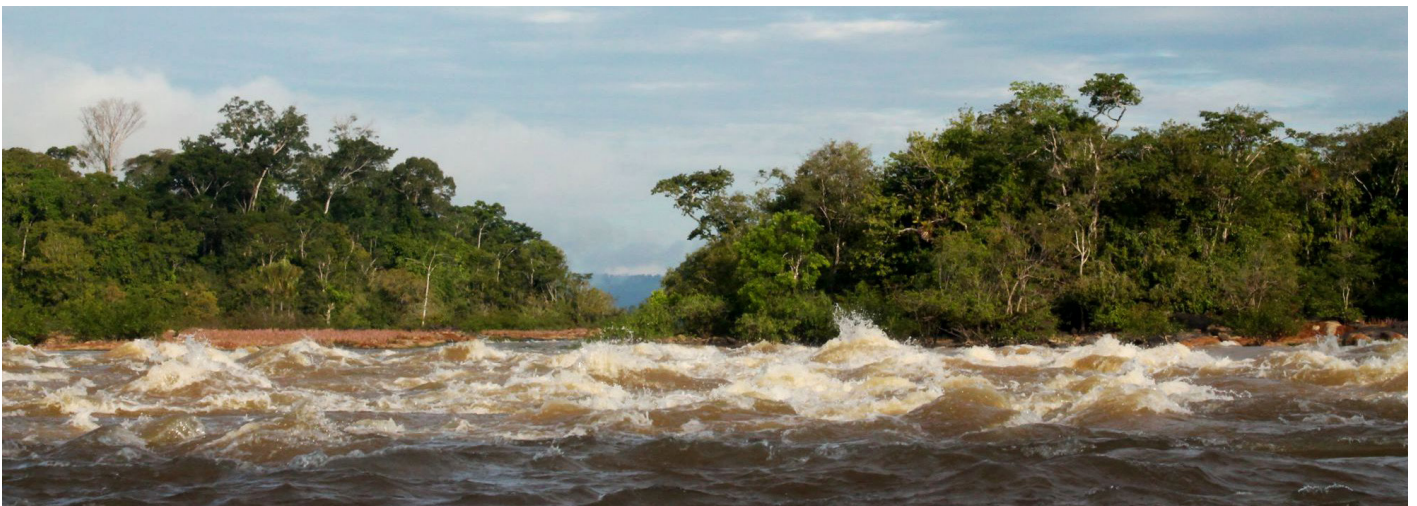
Am Abend fand ich mich wieder in der Ville Tou-Tou ein. Es gab kein elektrisches Licht in der Siedlung, nur einige Petroleumfunzeln sorgten für schummerige Beleuchtung. Mir wurde ein Platz zum Aufhängen meiner Hängematte unter dem Vordach der baufälligen Hütte von Dominique Afé zugewiesen. So nahe am Fluss eine Nacht ohne Moskitonetz zu überstehen, war eine fast unerträgliche Plage, mein Autan half überhaupt nichts und an die schwüle Hitze konnte ich mich auch nicht gewöhnen. An Schlaf war ohnehin nicht zu denken, denn die ganze Nacht war fast das gesamte Dorf auf den Beinen, um die Kanus zu beladen. Dabei sangen sie, manchmal einzeln, manchmal im Chor, ständig vor sich hin. Es waren die ungewohnten Melodien und Rhythmen, gemischt mit halblauten Sprachfetzen, und das leise Plätschern der Wellen des Maroni-Flusses im Hintergrund, die mich irgendwann doch noch einschlafen ließen.

Gegen vier Uhr morgens wurde ich durch die Geschäftigkeit um mich herum wieder wach. Eine spürbare Unruhe und allgemeine Erregtheit lag in der Luft. Schnell packte ich meine wenigen Habseligkeiten zusammen und

# CHRISTIAN ROMMEL

Reisen bis ans Ende der Welt

begab mich zum Fluss. Die Abfahrt stand unmittelbar bevor. Ich zählte sieben schwere Frachtkanus, sogenannte „Pirogue de Charge“. Jedes war etwa 12 Meter lang und 1,20 Meter breit, versehen mit japanischen Aussenbordmotoren. Bei näherem Hinsehen konnte man sehen, dass die Seitenwände aller Boote aus tausenden von Hölzchen und Bretter und Blechen immer und immer wieder übereinander zusammengeflochten worden waren. Die Ladung bestand aus Lebensmitteln, Hausrat, Benzinfässern und Baumaterial – bis zu zwei Tonnen pro Kanu. Sie waren so vollgepackt, dass der Kanurand nur etwa fünf Zentimeter oberhalb der Wasserkante lag. Man saß – bis auf den Bootsführer – auf der Ladung oder auf dem Bootsrand. Nur die wenigen mitfahrenden Frauen hockten auf im Boot eingelassenen Holzplanken. Die Ladung war zum Schutz gegen den Regen und das hereinschwappende Wasser größtenteils mit schweren dunkelgrünen Kunststoffplanen bedeckt. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als wir fast lautlos ablegten, da die Motoren noch nicht angelassen wurden. Die am Ufer stehenden zurückgebliebenen Dorfbewohner nahmen für vielleicht zwei oder drei Wochen stumm Abschied.



Es war kühl, Nebelschwaden lagen über dem Wasser, der Fahrtwind strich angenehm frisch durch das Gesicht und wir machten recht schnelle Fahrt. Noch sah ich kaum etwas, weder das andere Ufer noch eines der uns begleitenden Kanus. Schweigend vergingen die ersten Stunden. Jeder an Bord schien irgendwie schwermütig seinen Gedanken nachzuhängen. In unserer Piroge waren wir zu fünft, mich eingerechnet. Da war erst einmal Snelli Afé, der älteste Sohn von Dominique Afé. Snelli hatte das Kommando über die sieben Boote bei dieser Tour und wirkte auf den ersten Blick nicht sehr vertrauenserweckend. Er trug ein schmuddeliges, ehemals wohl purpurnes Hemd, welches seinen heraushängenden Wanst nur schwerlich halten kann, dazu eine zerrissene Adidas-Sport hose und eine speckige Baseballkappe mit dem eingestickten Logo der New York Yankees auf der Negerkrause. Seinen wulstigen Hals zierte ein dickes Goldnugget, auch seine wenigen Zähne waren vergoldet. Und da Snelli ständig grinste, ließ er auch jeden teilhaben an den sichtbaren Zeichen seines Reichtums. Am Bug standen Theo und Maurice, die zwei jüngeren Brüder von Snelli, nur mit Turnhose bekleidet, sowie Snellis dreijähriger Sohne mann, der nur Unsinn machte.

Gegen sieben Uhr, als die ersten Strahlen durch die verhängte Wolkendecke brachen, ging die Sonne mit atemberaubender Schönheit auf. Um uns herum war nichts als Wald. So weit das Auge reichte, war an den Ufern nur eine dichte geschlossene grüne Wand zu sehen. Ohne erkennbare Uferstreifen, direkt aus dem Wasser heraus, wuchsen undurchdringliche Mangrovenpflanzen, die fest mit den höher liegenden Büschen und Bäumen verflochten zu sein schienen. Selbst wenn man wollte, könnte man hier nicht landen, versicherte mir Maurice, der recht gut Französisch sprach. Um der bisweilen starken Strömung zu entgehen, fuhren wir immer dicht am Ufer entlang.

# CHRISTIAN ROMMEL

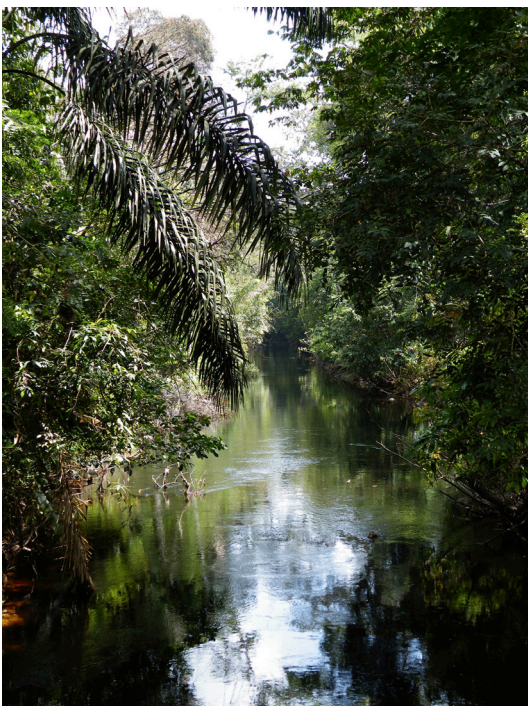
Reisen bis ans Ende der Welt

Während der ersten drei Tage machten wir alle paar Stunden an kleinen Siedlungen beiderseits des Ufers fest, um Waren auszuladen oder auch um Personen abzusetzen bzw. aufzunehmen. Kinder liefen nackt herum und begrüßten kreischend die ankommenden Boote. Meist sahen wir aber nur einzelne mit Palmblättern gedeckte, rohe Holzhütten, die auf Pfählen ins Wasser hineingebaut wurden und gelegentlich wurde auch an einem der zahlreichen Goldsucher-Camps festgemacht. Die schwimmenden Pumpstationen lagen manchmal tief versteckt unter dem weitreichenden Blätterdach am Ufer. Es gab dutzende davon am Maroni. Meist trafen wir auf Schwarze vom Stamme der Boni oder Bosch – Nachkommen ehemaliger Sklaven aus der Karibik, sogenannte Buschneger – manchmal auch Brasilianer. Echte Abenteurer, wie ich sie von zu Hause nur aus dem Kino kannte, die hier im tiefsten Dschungel von Guayana lebten, Tag und Nacht arbeiteten und hofften, hier eines Tages ihr Glück zu machen, gab es hier zuhauf. So auch Angelo, der im Nachbarkanu schon ab St. Laurent mitgefahren war, wo er seine monatlichen Einkäufe erledigte.

Angelo war Italiener, der nach acht Jahren als LKW-Fahrer in Mailand „ausgestiegen“ war, um hierher zu kommen. Sechs Jahre lang das nun zurück. Die Zeit schien stehen geblieben zu sein, als man ihn sich ansah. Eine Gestalt wie aus einem Roman. Hohe Lederstiefel, Lederjacke, die Pistole im Halfter am Gürtel, das Gewehr in der einen und die unentbehrliche Machete in der anderen Hand. Den Hut tief ins Gesicht gezogen, sodass man die von Wind und Wetter gegerbte und gebräunte Haut kaum sah. Ich platzte fast vor Neid und meinen romantischen Vorstellungen als Goldsucher am Amazonas.

Immerhin, Angelo kam voller Mut und Tatendrang und hatte es geschafft, sich hier etwas aufzubauen. Er hatte er eine eigene Pumpstation und vierzehn Leute, die für ihn arbeiteten. Aber die schwere körperliche Arbeit, das Klima und die jahrelangen Entbehrungen standen ihm auf dem Gesicht geschrieben. Er war noch nicht reich geworden, hatte aber hier seinen Lebensinhalt gefunden und wollte auf jeden Fall bleiben. Und er versicherte mir, dass der Tag, an dem er eine Bonanza – ein reiche Goldader – finden würde, die ihn zum Millionär machen würde, unmittelbar bevorstände.

Wir fuhren von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, richtige Pausen wurden nicht gemacht und angehalten wurde nur zum Ein- und Ausladen, aber nicht für persönliche Bedürfnisse. Spätestens als ich zum ersten Mal sah, wie Snelli, der hinten am Bug stand und den Motor bediente, bei voller Fahrt die Hose herunterzog, seinen fetten Hintern noch weiter herausstreckte, sich geräuschvoll ins Wasser entleerte und sich dabei über mein ungläubiges Gesicht totlachte, schien ich der realen Welt völlig entrückt.



Gegessen wurde, was die Bootsmannschaft von Saint-Laurent mitgenommen hatte oder unterwegs noch einkaufen konnte. Ich wurde wie selbstverständlich mitverköstigt, aß Reis, Trockenfisch und Quak, eine Art geröstetes Maniokmuss. Ausserdem hatte ich einige Konserven und Trockenkekse eingekauft und Bananen! Einen ganzen Strunk mit etwa achtzig Früchten konnte ich unterwegs in einem Dorf günstig erwerben. Nur beim Trinken bildete ich eine Ausnahme, da ich Wasser in Flaschen mitgenommen hatte, anstatt wie meine Mitfahrer ungefiltertes Flusswasser zu trinken.

Manchmal starrte ich einfach stundenlang auf die grüne Wand, die immer eintönig und monoton, aber durch die schier unerschöpfliche Farbenvielfalt von Grüntönen nie langweilig erschien und hing meinen Gedanken nach. Dann legte ich mich auf der Ladung zurück und genoss die warme Luft, das gleichmäßige Tuckern des Motors und das beruhigende Rauschen des Wassers. Es war einfach fantastisch, so vor sich hinzuträumen und beim Aufzuwachen genügte ein Blick rundum, um mich zu vergewissern, dass dies kein Traum war. Als einziger Weissier im schwankenden Kanu,

# CHRISTIAN ROMMEL

Reisen bis ans Ende der Welt

umgeben von schwarzen Urwaldbewohnern, hunderte von Kilometern von der sogenannten Zivilisation entfernt, fuhr ich durch den endlosen Dschungel. Ich war tatsächlich dort und konnte es manchmal selber nicht glauben. Das war kein Buch und kein Kinofilm, es war Französisch Guayana und ich war mittendrin. Oft musste ich es mir selbst laut vorsagen, um es überhaupt zu glauben, die Realität zu begreifen. Ich war tatsächlich in Amazonien. Ich, ich!

Die Abenteuer Anderer, die Erlebnisse der Helden, von denen ich jahrelang an unzähligen Winterabenden gelesen und die ich gedanklich bis ins kleinste Detail nachvollzogen hatte, waren auf einmal zum Greifen da — nein, das hier war ein einziges Abenteuer.

Während der ersten drei Nächte schliefen wir recht zivilisiert in offenen Holzhütten, wo wir unsere handgeknüpften bunten Baumwoll-Hängematten — ein Direktimport aus Brasilien — unter der Decke aufspannten. Ich war begeistert von den farbenprächtigen indianischen Mustern, die die Vorderwände einiger Hütten zierte. Die anfängliche Scheu und Zurückhaltung mir gegenüber — anfangs war ich ziemlich isoliert und blieb als zahlender „Tourist“ ziemlich unbeachtet — wich langsam. So nach und nach wurde ich integriert, da ich auch wie selbstverständlich mit anfasste, um zum Beispiel Waren ein- oder auszuladen.

Am vierten Tag erreichten wir Maripasoula, die einzige größere Ortschaft am Maroni im Süd-Westen Französisch Guyanas. Eigentlich sollte meine Passage nur bis hier gehen, da jenseits von Maripasoula das Indianerreservat der Wayanas — also touristisches Sperrgebiet — begann. Aber für eine neue Ortschaft, die tief im Süden von Guayana gebaut werden soll, musste das Baumaterial und Werkzeuge herangeschafft werden, die Aufgabe unserer Transportmannschaft. Auf meine Bitte hin wurde nach kurzer Beratung und der Fürsprache von Maurice entschieden, dass ich weiter mitfahren konnte. Ich war natürlich begeistert, konnte mir aber nicht vorstellen, dass das eigentliche Abenteuer nun erst richtig beginnen würde.

Tatsächlich ging es am nächsten Morgen wie üblich vor dem Morgengrauen los. War der Fluss während der ersten drei Tage bis auf etliche kleinere Stromschnellen und Staustufen noch einigermaßen ruhig und breit, änderte sich dies augenblicklich, als wir wenige hundert Meter hinter Maripasoula vom Maroni in den Inini und später nochmals in einen kleineren Seitenarm einbogen. Dieser Fluss war nur etwa zwanzig bis dreissig Meter breit, wurde aber im Laufe der Zeit immer schmaler und kurvenreicher. Hier waren wir wirklich drin, in der „grünen Hölle“. Auch meine Mitfahrer fuhren hier erst zum zweiten Mal hier entlang.

Die schwerbeladenen Kanus hatten viel Mühe, die engen Kurven des Flüsschens zu umschiffen. Wie ein Mäander schlängelte es sich immer tiefer in den Wald. Ständig blieben Kanus, die die Kurve nicht geschafft haben, im dichten Ufergewächs stecken und konnten sich nur selten mit eigener Kraft daraus befreien. Normalerweise wurden dann Taue zu den anderen Kanus geworfen und zwanzig Paar Hände — neunzehn schwarze und ein weisses — zogen es mit aller Kraft wieder heraus. Jetzt wurde mir auch bewusst, warum man hier nur im Konvoi fahren konnte. Ein einzelnes Boot hätte hier keine Chance gehabt.



# CHRISTIAN ROMMEL

Reisen bis ans Ende der Welt

Manchmal wurde mir ziemlich mulmig, wenn wir auf eine scheinbar geschlossene grüne Wand zufuhren, in der der weitere Flussverlauf nicht eindeutig zu erkennen war oder erst gesucht werden musste. Nach längeren Diskussionen entschied sich Snelli schließlich für eine Richtung, vergaß aber nicht, vorher einen farbigen Kunststoffstreifen an einen Ast zu hängen. Falls der eingeschlagene Weg doch er falsche war, hatten wir wenigstens eine Chance, zurückzufinden!

Die beiden am Bug stehenden Adjutanten eines jeden Bootes mussten immer wie die Luchse aufpassen. Immer wieder gab es Untiefen, aus dem Wasser ragende Felsnasen oder Treibholz, das es möglichst zu Umfahren galt. Mit ihren drei Meter langen Holzstangen leisteten sie Schwerstarbeit, um das Boot durch Abstoßen aus der Gefahrenzone zu manövrieren. Trotzdem herrschte ein ständiges Schreien und Gestikulieren, um den Bootsführer rechtzeitig auf die Gefahr aufmerksam zu machen, damit dieser blitzschnell reagieren und notfalls den Motor aus dem Wasser reißen konnte, damit die Schiffsschraube nicht aufsetzte. Wenn das Alles nichts half und man mit dem Boot über einen treibenden Baumstamm fuhr, ächzte und knirschte es zum Gotterbarmen und ich war mir sicher, dass unsere Piroge sogleich auseinander brechen würde. Aber die Boote erwiesen sich erstaunlich biegsam und widerstandsfähig. Spätestens alle paar hundert Meter lag ein morscher, mit Moos und Pflanzen überwucherter Baumriese quer über dem Fluss. Manchmal schafften wir es noch so eben, die Boote unten durch zu schieben oder zu ziehen, aber meistens mussten erst einige dicke Äste mit der Machete abgeschlagen werden, um den Kanus einen Durchschlupf zu verschaffen. Wenn jedoch auch dies nicht möglich war, musste der gesamte Baumriese mit der Motorsäge zersägt und weggeschleppt werden. Diese unvorhergesehenen Pausen konnten sich über Stunden hinweg ziehen, während derer man bis zum Hals im Wasser stand.

Die meiste Zeit des Tages verbrachte ich damit, aufzupassen, mich nicht von zurückschnellenden Ästen treffen oder von tiefhängenden Lianen nicht ins Wasser reißen zu lassen. Immer wieder fuhren wir wie durch einen grünen Tunnel unter dichtem Gebüsch hindurch und konnten keine drei Meter weit sehen. Selbst wenn ich noch blitzschnell auf Tauchstation gehen konnte, traf es aber garantiert meinen Hintermann. Jedesmal wenn ein Mann über Bord ging, war das Gejohle auf den anderen Kanus groß, aber gleichzeitig konnte man auch sicher sein, sofort eine helfende Hand zu fühlen. Eine wahre Beruhigung! Wenn Stromschnellen auftauchten, gingen die Probleme erst richtig los. Die schweren Kanus konnten selten die Staustufen mit extremen Strudeln flussaufwärts mit eigener Kraft überwinden. Also hieß die Devise „Alle Mann ins Wasser“ und an einem langen Tau wurde



ein Kanu nach dem anderen über die schwierigen Stellen hinweggezogen. War der Wasserdruck zu groß, konnte es auch vorkommen, dass die Boote zu schwer und deshalb die Ladung erst teilweise ausgeräumt und auf dem Rücken über die Stromschnellen getragen werden musste. Dabei musste man ständig aufpassen, nicht selbst von den Strudeln mitgerissen zu werden.

Ich gewöhnte mich schnell an das Nass-Sein, zumal ich den ganzen Tag über nass war und es auch gar kein Alternative dazu gab. Entweder, weil man aus obigen Gründen dauernd ins Wasser musste oder vom Monsunregen, der alle paar Stunden wortwörtlich aus heiterstem Himmel losbrach und sich wie eine Sintflut über uns ergoss. In Sekundenschnelle

verschwand dann die Sonne und schwarze Wolkenfetzen jagten sich am ehemals blauen Himmel. Eine undurchdringliche Regenwand stürzte mit solcher Gewalt herunter, dass ich kaum noch den Bootsbug erkennen konnte. Minuten später war der Zauber wieder vorbei und die unbarmherzig brennende Sonne trocknete Haut und die durchnässte Kleidung im Nu. Ein fantastisches Farbenspiel bot sich nach jedem Schauer, wenn sich die Sonnenstrahlen auf Millionen von Wassertropfchen spiegelten und das gleissende Licht in allen Farben von den benässten Blättern reflektiert wurde.

# CHRISTIAN ROMMEL

Reisen bis ans Ende der Welt

Eine Vielzahl schillernder Schmetterlinge, hauptsächlich riesige leuchtend blaue Morpho-Falter, umkreisten pausenlos die Kanus und Papageien schriegen stundenlang in den Baumwipfeln. Andere Waldbewohner bleiben meist unerkant und vom ungeübten Auge unentdeckt im Dickicht. Auf meine Frage nach „Piranhas & Co.“ wurde mir lachend und beruhigenderweise erwidert, ich solle mir keine Sorgen mache. Ich könne immer bedenkenlos ins Wasser gehen, denn die Kaimane – eine bis zu vier Meter lange Krokodilart – würden den Menschen prinzipiell scheuen und Piranhas würden nur durch blutende Wunden angelockt.



Mit diesen kleinen und großen unvergesslichen Erlebnissen vergingen die Tage wie im Flug. Die überwältigende Natur raubte mir ständig aufs Neue den Atem. Mir schien bisweilen nicht einmal genug Zeit zum Luftholen.

Und noch etwas Anderes gab mir zu denken. Es verursachte für einen aus der westlich-zivilisierten Welt kommenden Städter wie mich ein komisches Gefühl, andere Menschen in ihrer ganz natürlichen Nacktheit zu sehen. Natürlich ging man zu Hause mit größter Selbstverständlichkeit in eine gemischte

Sauna, aber hier im Wald unmittelbar mit Frauen zusammenzuleben, die nur mit einem kleinen Tuch über den Hüften bekleidet sind, war etwas völlig Anderes. Nun war das ja nicht gerade unangenehm und ich gewöhnte mich selbst daran. Seit einer Woche hatte auch ich auch nur ein einziges Kleidungsstück an – meine Trekkinghose und sonst nichts.

Immer tiefer bahnten wir uns den Weg durch den Dschungel. Abends machten wir uns nur noch provisorische Nachtlager. Mit der Machete wurden Bäume gefällt, quergelegt und mit Lianen vertäut. Unter aufgelegten Plastikplanen hängten wir unsere Hängematten. Wenn danach die Frauen anfangen, das Essen zuzubereiten fanden meine wahren Begegnungen mit der Tierwelt Amazoniens statt. Dann beobachtete ich immer interessiert, welche Leckereien diesmal auf uns warteten. Die exotischen Gerichte wurden aus den Tieren, die die Männer von kurzen Jagdausflügen aus dem Wald mitgebracht hatten, zubereitet. Es gab gebratene Tukane oder Gelbkopf-Papageien, Piranhas, Leguane und auch Affen. Die anfängliche Skepsis wich sehr schnell, wenn mir der Duft von frisch gebratenem Fleisch um die Nase wehte.

Wenn ich im Anschluss an das Essen in meine bequeme Hängematte glitt und über mir schemenhaft die Schatten der Baumwipfel betrachtete, war ich überglücklich. Konnte es wohl etwas Romantischeres geben, als tief im Urwald in lauwarmer Nacht in der Hängematte in den Schlaf geschaukelt zu werden?! Trotzdem fiel ich nur schwer in den Schlaf. Jeder Tag brachte so viel Neues, Ungewohntes und Aufregendes mit sich, dass ich es kaum so schnell verarbeiten konnte.

Ausserdem wurde die am Tage so geheimnisvoll wirkende Wildnis des Nachts zur unheimlichen Umgebung. Im Dunkel der Nacht erwachte der Wald zum Leben. Der während des Tages so liebevolle Gesang der Vögel wich einem ständigen Wehklagen und die verhallenden Rufe der Brüllaffen hatten plötzlich etwas Bedrohliches. Dieses ständige, unidentifizierbare Flüstern und Murmeln auf, zwischen und unter den Bäumen erschienen mir wie tausend Stimmen von tausend Monstern, Geistern und Untoten. Ich konnte die eigene Hand nicht vor Augen sehen, so schwarz war es um mich herum. Ich wusste nicht, was sich gerade von oben auf mich herab schlängelte oder von unten zu mir



# CHRISTIAN ROMMEL

Reisen bis ans Ende der Welt

herauf kroch. Ich wollte es auch gar nicht wissen. Manchmal fielen mir die schlimmsten Horrorgeschichten ein, die einfach nicht aufhören wollten. Und in diesen Situationen, in diesen wenigen Minuten zwischen dem krampfhaften Versuchen wach zu bleiben und einschlafen zu wollen, wurde mir meine eigene Hilflosigkeit und Unerfahrenheit angesichts des unbekanntem, lebensfeindlichen Dschungels so richtig bewusst. Am Tage wusste ich normalerweise, worauf zu achten hatte. Ich konnte sehen, wohin ich trat, wohin ich fasste oder mich setzte oder bekam entsprechende Warnungen und Hinweise meiner ortskundigen Begleiter.

Genaugenommen war ich jedoch völlig auf mich allein gestellt, war abhängig von der Gunst meiner Mitfahrer, war sprachlich kaum zu vernünftigem Austausch fähig und mindestens vier Tagesreisen von der nächsten größeren Siedlung entfernt, wo man bei Bedarf einen Arzt hätte holen können. Ich hatte aber keine Ahnung, wie ich im Falle eines Falles allein jemals dorthin finden würde.

Dieses absolute Ausgeliefertsein im „Feindesland“ wurde mir zwei Tage später mehr als deutlich bewusst. Mitten in der Nacht wurde ich von einem stechenden Schmerz in der rechten Hand wach. Ich fuhr mit einem Schrei hoch und sah schemenhaft nur ein großes, dunkles Etwas direkt über mir zappeln. Im Schock suchte ich verzweifelt nach Licht. Im Schein meiner kleinen Taschenlampe blickte ich direkt in das furchterregende Antlitz einer riesigen Vampirfledermaus, die – vom plötzlichen Lichtstrahl geblendet – flügelschlagend im Nichts verschwand. Erst jetzt merkte ich, dass meine Hand voller Blut war. Die Fledermaus hatte wohl bei der nächtlichen Beutejagd meine aus der Hängematte heraushängende Hand mit einem Tier verwechselt und mich gebissen. Mein linker Zeigefinger sah im Profil aus wie ein angebissener Apfel. Wie man mir später sagte, hatte sie zu meinem Glück das Stück Fleisch komplett herausgerissen, sodass die Wunde ausbluten konnte und ich relativ sicher vor möglichen Infektion war. Dieser schöne Trost hätte mir in dieser Situation aber auch nur wenig geholfen. Ich hatte natürlich kein vernünftiges Verbandsmaterial dabei und musste mit einem Taschentuch und Klebeband improvisieren. Doch die körperlichen Probleme waren verschwindend gering im Vergleich zu dem, was mein Kopf aus dem selbst in dieser Gegend sehr ungewöhnlichen Vorfall machte.

Der Rest dieser und der kommenden Nächte war ein einziger Alptraum. Ich konnte kein Auge zumachen. Ständig schreckte ich hoch und sah mich von blutrünstigen Blutsaugern umzingelt.

Die Ambivalenz des Dschungels, meine physische und psychische Verwundbarkeit und mein Unvermögen, mangels Erfahrung auf solche „ganz normalen“ Vorfälle zu reagieren, die bei meinen einheimischen Begleitern nicht weiter Beachtung fanden, und meine Anmaßung zu glauben, in nur wenigen Tagen in diesem fremden und bisweilen lebensfeindlichen Gebiet seinen Mann stehen zu können, wurde mir sehr schmerzhaft vor Augen geführt. Und doch – oder vielleicht gerade deshalb – hatte dieser Fledermausbiss für mich im Nachhinein den Status eines wertvollen Initiationsritus. Ich hatte meine Feuerprobe im Dschungel bestanden.







**CHRISTIAN ROMMEL**

Reisen bis ans Ende der Welt